

(Nachdruck verboten.)

38]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.

Rybin seufzte laut und sagte:

„Den Bauern schert das gar nichts, woher die Erde gekommen ist, sondern wie sie verschwunden ist, wie die Herren dem Volk das Land unter den Füßen fortgezogen haben? Ob sie steht oder sich dreht, das ist egal. Kannst sie meinetwegen an einem Strick aufhängen — wenn sie Dir nur zu essen gibt; kannst sie ihm ans Bein binden — wenn sie Dich nur ernährt!“

„Geschichte der Sklaverei!“ las Zesim wieder und fragte Pawel:

„Ist das etwas für uns?“

„Hier ist etwas über das Leibeigenrecht!“ sagte Pawel und gab ihm ein anderes Buch. Zesim nahm es, drehte es in der Hand, legte es beiseite und sagte ruhig:

„Das — ist vorüber!“

„Habt Ihr selbst Land?“ erkundigte sich Pawel.

„Wir? Ja! Wir sind drei Brüder, und unser Land mißt vier Desjätinen. . . . Alles Sand — Kupfer kann man damit blank putzen, aber für das Korn taugt der Boden nicht.“

„Nach kurzem Schweigen fuhr er fort:

„Ich hab mich vom Land frei gemacht. Was hat man davon? Ob es einen ernährt oder nicht, immer bindet es einem die Hände. Jetzt diene ich im vierten Jahre als Knecht. Und im Herbst werde ich Soldat. Onkel Michail sagt: Tu das nicht. Er sagt, die Soldaten werden jetzt ausgeschickt, das Volk zu schlagen. Ich werde aber doch gehen. Das Militär hat auch unter Stephan Timofejewitsch Kasin das Volk geschlagen und unter Pugatschew. Ist Zeit, das einzustellen. . . . Was meint Ihr,“ fragte er, Pawel gespannt anblickend.

„Ja, das ist Zeit!“ erwiderte dieser lächelnd. „Aber — schwer! Man muß wissen, was man den Soldaten sagen soll und wie man es ihnen sagen soll.“

„Das läßt sich lernen!“ sagte Zesim.

„Wenn aber die Obrigkeit dahinterkommt. . . . werdet Ihr erschossen,“ schloß Pawel, mit einem neugierigen Blick auf Zesim.

„Die versteht in solchen Sachen keinen Spaß!“ stimmte der Bursche ihm ruhig bei und begann wieder die Bücher durchzusehen.

„Trink Tee, Zesim, wir müssen bald fahren!“ meinte Rybin.

„Sofort!“ antwortete der Bursche und fragte wieder:

„Revolution — ist das Aufruhr?“

Rot, erhit und mürrisch kam Andrej. Er drückte Zesim schweigend die Hand, setzte sich neben Rybin, betrachtete ihn und verzog das Gesicht.

„Warum siehst Du so mißvergnügt aus?“ fragte Rybin, ihn mit der flachen Hand aufs Knie schlagend.

„Ja, so . . .“ antwortete der Kleinrusse.

„Ist der auch Arbeiter?“ fragte Zesim, nach Andrej hinweisend.

„Ja!“ antwortete Andrej. „Was soll's?“

„Er sieht zum ersten Male Fabrikarbeiter!“ erklärte Rybin. „Meint, das sind ganz besondere Menschen. . . .“

„Weshalb?“ fragte Pawel.

Zesim betrachtete Andrej aufmerksam und sagte:

„Ihr habt keine Knochen. Bauern sind runder von Knochen. . . .“

„Der Bauer steht ruhiger auf den Füßen!“ fügte Rybin hinzu. „Er fühlt den Boden unter sich, wenn er ihm auch nicht gehört; er fühlt doch, daß er da ist. Die Fabrikarbeiter aber gleichen Vögeln — haben keine Heimat, kein Haus, sind heute hier, morgen dort! Die hält auch kein Weib — kaum daß etwas los ist, so heißt es schon: Liebchen ade! scheiden tut weh und verfehrt ihr einen Fußtritt. Der Bauer aber will es ringsum besser haben, ohne sich von der Stelle zu rühren. . . . Ei, da kommt die Mutter!“

Rybin trat in die Küche. Zesim ging zu Pawel und fragte verwirrt:

„Vielleicht gebt Ihr mir irgend ein Buch?“

„Bittel“ erwiderte Pawel bereitwillig.

Die Augen des Burschen funkelten gierig und er sagte schnell:

„Ich gebe es zurück! Unsere Leute fahren in der Nähe Leer, die bringen es mit. Danke! Ein Buch ist jetzt so viel, wie ein Licht in der Nacht. . . .“

Rybin lehrte bereits angekleidet und fest gegürtet zurück und sagte zu Zesim:

„Laß uns fahren, ist Zeit.“

„Jetzt habe ich ordentlich was zu lesen!“ rief Zesim, auf die Bücher deutend, und lächelte breit.

Als sie fort waren, rief Pawel lebhaft Andrej zu:

„Hast die Kader gesehen?“

„Ja — a!“ erwiderte der Kleinrusse gedehnt. „Wie Wolken beim Sonnenuntergang schieben sie dicht und finster langsam heran. . . .“

„Ist das Michail?“ rief die Mutter. „Gerade, als wenn er nicht in der Fabrik gewesen wäre. Ist ganz wieder Bauer geworden! . . . Und ein so schrecklicher!“

„Schade, daß Du nicht da warst!“ sagte Pawel zu Andrej, der am Tisch saß und finster in sein Glas Tee blickte. „Da hättest Du einmal ein Herz sehen können, wo Du doch immer von Herzen sprichst! Rybin hat mir dermaßen eingeheizt!“

„. . . Mich einfach totgemacht, erdroffelt! . . . Ich konnte ihm nichts erwidern. . . . Wie ist der mißtrauisch gegen die Menschen. . . . und wie gering schätzt er sie ein! . . . Und dabei trägt dieser Mensch, wie die Mutter ganz richtig sagt, eine schreckliche Kraft in sich!“

„Das habe ich gesehen!“ sagte der Kleinrusse finster. „Die Leute sind durch und durch verbittert! Wenn sie sich einmal erheben, werfen sie alles über den Haufen! Sie brauchen die nackte Erde! . . . Und da machen sie sie kahl und reißten alles nieder. . . .“

Er sprach langsam, und man konnte merken, daß er an etwas anderes dachte. Die Mutter berührte ihn vorsichtig.

„Du solltest Dich doch fassen, Andrej!“

„Wartet nur, meine liebe Mutter!“ bat der Kleinrusse leise und freundlich. „Das alles ist so gemein. . . . wenn ich es auch nicht gewollt habe! Wartet nur!“

Dann wurde er plötzlich erregt, schlug mit der Hand auf den Tisch und rief:

„Ja, Pawel, der Bauer richtet die Erde zugrunde, wenn er aufsteht! Wie nach einer Pest verbrennt er alles, damit die Spuren seines Unrechtes mit der Asche verwehen.“

„Dann stellt er sich uns ja in den Weg!“ meinte Pawel leise.

„Ist unsere Sache, das zu verhindern! Unsere Sache, ihn zurückzuhalten! Wir stehen ihm am nächsten. Uns glaubt er, uns folgt er!“

„Weißt Du, Rybin schlägt uns vor, eine Zeitung für das Land herauszugeben!“ teilte Pawel mit

„Das müssen wir! . . . Und bald!“

Pawel verzog das Gesicht und sagte:

„Es tut mir leid, daß ich nicht mit ihm disputieren konnte!“

Der Kleinrusse rieb sich den Kopf und meinte ruhig:

„Wir werden's noch! Spiel Du nur auf Deiner Flöte. Wer lustige Weine hat, die nicht am Boden gewachsen sind, der wird nach Deiner Musik schon tanzen! Rybin hat recht: Wir fühlen keinen Boden unter uns. . . . und das brauchen wir auch nicht, weil es ja unsere Aufgabe ist, die Erde aufzurütteln. . . . Rütteln wir einmal — so reißten sich einige Menschen los, dann noch einmal — so folgen andere! . . .“

Die Mutter lächelte und meinte:

„Für Dich, Andrej, ist alles einfach!“

„Nun ja!“ sagte der Kleinrusse. „Ist auch ganz einfach!“

Und fügte finster hinzu:

„Gerade wie das Leben!“

Nach einigen Minuten sagte er:

„Ich gehe aufs Feld, spazieren. . . .“

„Nach dem Bade? Es ist windig, wird Dich durchwehen!“ warnte ihn die Mutter.

„Das möchte ich gerade!“ antwortete er.

„Gib acht, Du wirst Dich erkälten!“ sagte Pawel freundlich. „Lege Dich hin, versuche zu schlafen!“

„Nein, ich gehe!“

Er klebete sich an und ging schweigend fort. . . .

„Ihm ist schwer zumute!“ meinte die Mutter feufzend.

„Weißt Du“, sagte Pawel zu ihr, „Du tust gut daran, daß Du ihn duzt.“

Sie sah ihn freundlich an und erwiderte:

„Ich habe gar nicht gemerkt, wie das gekommen ist . . . ganz von selbst! Er ist mir so nahe getreten . . . Ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll!“

„Du hast ein gutes Herz, Mama!“ sagte Pawel leise.

„Wenn's so ist — so freue ich mich! Wenn ich nur Dir . . . und Euch allen . . . etwas helfen könnte! Wenn ich das nur verstände!“

„Hab keine Furcht — Du wirst es schon verstehen!“

Sie lachte leise und sagte:

„Hab Dank für Dein gutes Wort, mein Sohn!“

„Schön, Mama! Wollen davon schweigen!“ erwiderte Pawel. „Laß Dir sagen . . . ich liebe Dich . . . und danke Dir herzlich, aufrichtig!“

Der Kleinrusse kehrte spät abends müde zurück und legte sich sofort schlafen, nachdem er gesagt:

„Zehn Werst bin ich wohl gelaufen . . .“

„Hat es genügt?“ fragte Pawel.

„Ich weiß nicht . . . Laß mich, ich will schlafen!“

Und er schwieg.

Etwas später kam Wjessowitschikow zerlumpt, dreckig und unzufrieden wie immer.

„Gast Du nicht gehört, wer Issai totgeschlagen hat?“ fragte er Pawel, indem er im Zimmer auf und ab schritt.

„Nein!“ erwiderte Pawel kurz.

„Hat sich also einer gefunden, dem die Sache nicht zuwider war! Und ich hatte immer die Absicht, ihn selbst mitzubringen. Das war eine Aufgabe . . . die für mich sehr gut paßt!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Kunstsalons.

Von Ernst Schur.

Die Sommerausstellungen der Kunstsalons bieten meist nichts Neues. Man ist gewohnt, die Ueberraschungen auf den Winter zu konzentrieren. Jedoch zwingt die Rücksicht auf das durchreisende Sommerpublikum, die Bilderläde nicht gar zu sehr veröden zu lassen. Man verfährt daher auf den Ausweg, nicht prägnante Einzelausstellungen eines Künstlers zu veranstalten, sondern eine Auswahl zu geben, die ungefähr die Tendenz des Kunstsalons überhaupt illustriert, und mit Vorliebe holt man alte, bewährte Stücke aus der Vorratskammer.

Der Kunstsalon Gurlitt, der aus der ersten Linie zurückgetreten ist und sich vergeblich bemüht, wieder ins Konzerttreffen zu kommen, gibt einen Ueberblick über seine frühere Glanzperiode, in der er im Kunstleben Berlins die erste Rolle spielte und der Anwalt der modernen Kunst überhaupt war. Böcklin, Thonen, Feuerbach, Klingler, Trübner, Leibl hat er zuerst gebracht und Werke dieser Künstler sind es, die in der jetzigen Ausstellung wiederkehren. Und es ist von Wert, in dieser Weise noch einmal an die Zeit vor zehn Jahren erinnert zu werden. Vielleicht kommt bald wieder die Zeit, die einen neuen Salon Gurlitt nötig macht. Hier wurde beste Kunst gebracht, Kunst jeder Richtung, und nur die Güte der Leistung war maßgebend. Dadurch war das Bild wirklich ein vielseitiges und äußerst reichhaltig, während wir jetzt in dem am weitesten vorgeschritteneren Salon Cassirer einer unerbittlichen Monotonie begegnen, indem uns nur die Franzosen und ihre deutschen Nachahmer gezeigt werden. Was an sich sehr schön ist, wir möchten sie nicht missen; worunter aber die Vollständigkeit des Ueberblicks leidet. Da ist von Leibl ein Chorknabe; breite Malerei; der Junge steht in hellem Vestibül; das Rot des Anzuges steht fein zu dem Grau der Umgebung. Einige Zeichnungen desselben Künstlers zeigen die Frische und Unmittelbarkeit der Auffassung. Von Leibls Freund Spurl einige frische Landschaften; kleinen Umfangs; voller Liebe, farbig lebhaft und temperamentvoll. Von Thoma eine hügelige Landschaft von großem Charakter; die anstehenden und sich senkenden Linien und Flächen ergeben einen einheitlichen Eindruck; die gelbliche Tönung zusammen mit dem blauen Himmel läßt ahnen, daß Thoma ein dekorativer Maler von bedeutendem Können war. Trübners Landschaften, die mit reichlichem Grün etwas prozen, wirken dagegen unruhig. Dagegen lebt in den Landschaften von Rich. Kaiser etwas von der Ruhe und Schönheit der holländischen Landschaftsmalerei, der moderne Farben- und Lichtanschauung beigegeben ist. Kaiser bevorzugt die Ebene und verwendet geschickt die großen, alten Bäume als Staffage vor einem Dorf, dessen Häuschen dem Horizont malerische Abwechslung geben. Gerade die Sparsamkeit der Motive erhöht den

Reiz; er stimmt die Bilder meist auf Grau und Grün mit ein wenig Rot. Von Max Klinger sind Meerstudien zu sehen, deren Frische überrascht, deren großzügige Einfachheit und malerische Reinheit fesselt. Es sind keine langbedachten Erzeugnisse, sondern momentane Studien, mit aller Schönheit des Augenblicks. Am reichsten und feinsten wirkt aber Feuerbach, dessen vornehme Kunst in einem kleinen Halbkreis eines Mannes, in einer Landschaft mit Felsen sich mit der Rückhaltung und Schönheit in den Farben zeigt, die diesen einsamen Künstler eigen waren.

Allen diesen Künstlern ist eine Ruhe und Reife gemeinsam, die ein langes Betrachten ihrer Werke möglich machen. Es ist kein äußerliches Annehmen fremder Anregungen bei ihnen zu bemerken. Sie verarbeiten das Fremde und schaffen wirklich Werke, die in langer Arbeit gewonnen sind. Das Eigene wie das Fremde ist in ihnen zu einer Einheit verbunden, und so repräsentieren diese Künstler die gute Kunst Deutschlands; in dieser Beziehung sind sie für spätere Zeiten eine bleibende, wertvolle Erinnerung.

Der Ueberblick, den der Kunstsalon Cassirer in seiner Sommerausstellung gibt, entspricht dem Charakter, den dieser Kunstsalon betont. Auf der einen Seite französische Kunst, auf der anderen die deutschen Künstler, die diesen Anregern folgen. Man sieht Manets kühle Farbigeit, den pridelnden Monet mit temperamentvollen Landschaften und einem großen Seestück, das mit seiner grauen Wole, dem grauen Meer, den bunten und grauen Kleidern der Leute auf dem Steg ein richtiges Paradiesstück ist. Es ist daraus so recht zu ersehen, worin der Wert der französischen Malerei liegt. Solch Motiv ist bei uns von allen Genremalern ausgebeutet worden. Keiner ist darauf gekommen, diesen Vorwurf malerisch auszubeten. Jeder hat das Erzählende betont und sich in der Darstellung demnach in Einzelheiten verlor. Hier aber ist die Farbe die Hauptsache; das Grau der Meeresfläche, das Grau des Stegs und nur wenig hunte Farben in den Kleidern. Man sieht, worauf es ankommt. Würden die deutschen Maler mehr auf das Malerische achten, sie könnten Meisterwerke hinstellen. Denn an Gründlichkeit, Vielseitigkeit, Aufrichtigkeit sind sie den Franzosen überlegen, bei denen die Mache alles ist und die darum auf die Dauer, wie man hier feststellen kann, monoton wirken. Dann Courbet, der kräftige, resolute Künstler, der erst nach und nach aus der trüben Braunmalerei sich befreite und seine Bilder aufhellte. In beiden Manieren hat er Vortreffliches geleistet. Aus dem Zusammenwirken von Braun und Grün holt er schöne, tief-tönig ruhige Wirkungen heraus und seine Waldwinkel, die er in dieser älteren Art malt, sind voll weicher, webender Luft. Sonstig flimmernd sind die hellen Bilder von Sisley, in denen alle Farben voller Licht sind und ein ewiges Hin und Her in der Atmosphäre zu leben scheint. Die pilanten Linien von Degas leiten schon in das zeichnerische Gebiet über. Auch hier bleiben die Deutschen oft zu sehr an der Erscheinung haften. In langwieriger Arbeit erschöpfen sie sich in dem Allzu-Betreuen der Nachbildung und vergessen darüber das Schöpferisch-Personliche. Die Franzosen dagegen haben den Mut, an der Linie selbst sich genügen zu lassen, und so holen sie ganz neue Reize heraus. Sie unterbrechen den Fluß, sie geben Licht und Schatten mit der Linie, sie folgen der Erscheinung des Moments und schreden vor Kühnheiten nicht zurück. Mit Bézannes außerordentlich kräftigen Stilleben, die so vorbildlich wurden, kommen wir ins Dekorative. Bézanne setzt Kapsel und andere Früchte in voller Körperlichkeit hin, und doch bringt er alles auf einen flächenhaften Eindruck zurück, wobei er die Farbe kräftig verwendet und mit der Linie wichtige Konturen zieht.

Diesen Franzosen stehen die Deutschen gegenüber. Vorzüge und Nachteile wurden schon erwähnt. Sie lassen die Werke mehr ausreifen, sie sind gründlicher, sie runden das Motiv mehr zum Bilde ab und durchleben das Bild bis in alle Einzelheiten. Die Franzosen sind größer in den Effekten, insofern sie eine Art immer in den Vordergrund drängen. Die Deutschen sind verhaltener, vielleicht unentwickelter. Sie bleiben immer im Lernen. Neben Trübner und Sebogt ist besonders Leistikow zu nennen. Leistikow steht als Landschaftler an erster Stelle. Er weiß das Gegenständliche, den Inhalt mit dem Malerischen, der Kunst harmonisch zu vereinen. Er ist träumerisch (in zarten, dämmernden Havelseen); er ist kräftig-dekorativ (in grünen, förmlich glühenden Kiefernwaldungen) und fein zurückhaltend in zartfüßernen Meerbildern. Leistikow gibt volle, ausgereifte Werke und weiß ihnen doch die unmittelbare Schönheit der Natur zu erhalten.

Der Kunstsalon Schulte pflegt die Massenveranstaltungen; er hat die Käufer für sich. Von einem künstlerischen Programm ist bei ihm nicht die Rede. Dennoch kommt bei ihm, um der Masse willen viel vor, das Erwähnung verdient und das Bild von der Produktion der gegenwärtigen Generation glücklich ergänzt.

Unter den zahlreichen Künstlern, die augenblicklich hier vertreten sind, verdienen zwei einer besonderen Erwähnung: Matthiesen und Parin:

Oskar Matthiesen ist kein genialer Künstler. Bei ihm sieht man so recht den Fehler der deutschen Kunst. Einmal haftet er zu sehr an der Einzelercheinung und begnügt sich mit einem getreuen Abdruck der Natur. Die simple Bescheidung erweckt dann im Hinblick auf das künstlerische Manko peinliche Gefühle. Auf der anderen Seite

verfällt er in seinem Suchen nach einem großen Eindruck, nach dem Dekorativen einer äußerlichen Nachahmung von Stilen, deren Ornamentik er benutzt.

Sein Weg ist ihm in einigen Bildern vorgezeichnet. Zweifellos kann Matthiesen in das dekorative Gebiet vordringen. Das urfangreiche Bild „Reiter am Meer“ zeigt das; diese nackten Körper auf den braunen Pferden vor blauer See sind kräftig gegeben. Die einzelnen Studien sind interessant, sie zeigen, wie genau der Künstler arbeitet. Ein solches Motiv könnte an einer Wandfläche groß wirken. Auch das „Fuhrwerk an der Seine“ hat gute Einzelheiten, wenngleich das Ganze auch nicht groß, sondern nur vergrößert wirkt. Doch liegen in diesem unbekümmerten Anpachen Anzüge, und der Künstler brauchte nur das künstlerische mehr ins Auge zu fassen und energischer zu betonen, um Beachtenswertes zu leisten. Daß er den Instinkt dazu hat, zeigt ein kleineres Bild, „Flügende“, das in seiner einheitlich gelben Tönung und flächigen Darstellung aus dem Naturmotiv (Pferde und Bauern beim Flügen auf hügeligem Acker) die künstlerische Bedeutung herausholt.

Neben einem so gesunden, gründlichen Talent wie Matthiesen wirkt Gino Paris künstlich und unnatürlich. Wenn Matthiesen sich zu sehr an die Natur hält, so gibt Paris zu wenig darauf. Es ist eine Mischung englisch-defadenter Kunst und toletter Wiedermaiererei. Doch weiß Paris im künstlerischen zu bleiben, wenn er auch zu offensichtlich dem verblüffenden Effekt nachstrebt. Seine Bildnisse sind „Porträts in Blau“ oder „Porträts in Braun“. Das heißt ein Kleidungsstück wirkt in der Farbe so anschlaggebend, daß der Maler das Bild um dieser Farbe willen malt, die dann dominiert. Auch das Gesicht benutzt er als Staffage. Er verleiht durch besondere Beleuchtung einer Dame vor dem Atelierfenster, in das der Mond scheint, der die Züge grell beleuchtet und die schillernden Farben des Kleides gespenstisch aufleuchten läßt, eine effektvolle Pose, in der das Persönliche beinahe untergeht. Oder er setzt — Frauen in besonders auffallenden Kostümen, deren Farbigkeit er noch betont, vor eine weiße, glatte Fär. Man denkt dann eher an einen Feldblumenstrauch, als an eine Dame. Auch in den Zeichnungen bevorzugt Paris diese aus dem Technischen durch Raffinement gewonnene Eigenart. Mit zarten, grauen Linien, in düstern wolkigen Massen gibt er seine Darstellungen, die dabei bei aller Charakteristik etwas Unwirkliches erhalten, so daß man Traumersehungen zu sehen glaubt. Paris ist ein Talent, das mit dem Intellekt, nicht mit der Ursprünglichkeit der Anlage arbeitet.

Die Sommerausstellungen geben in ihrer Art interessante Ueberblicke. Gerade in dem Nebeneinander der verschiedenen Richtungen liegt der Wert. Der Blick wird nicht auf Einzelersehungen hingelenkt, sondern auf das Ganze; er nimmt die Strömungen und Richtungen mehr in der Malerei der Gegenwart, die leicht verdunkelt werden, wenn die Einzelpersönlichkeit zu sehr in den Vordergrund gerückt wird.

Die wirtschaftliche Entwicklung im Mormonenstaat.

Die Entwicklung der Mormonengemeinde, die im Jahre 1830 rund 2000 Köpfe zählte, zu einem nicht unansehnlichen Staat der Union mit einer hervorragenden wirtschaftlichen und sozialen Kultur ist eine der interessantesten Erscheinungen auf soziologischem Gebiet.

Als die ersten Mormonen 1847 nach ihrer Vertreibung aus Illinois in das Gebiet von Utah kamen, fanden sie dort ein wüstes, durch Wassermangel unfruchtbares Gebiet vor. Durch planmäßige Bewässerungsanlagen gelang es ihnen, die Wüste zum großen Teil in Gartenland zu verwandeln. Dieses großartige Kulturwert vollzog sich auf genossenschaftlicher Grundlage. Die der Bewässerung zugänglichen Gebiete wurden den Mitgliedern von den Kirchenältesten in ziemlich gleichen Teilen zugewiesen und die Dämme, Kanäle usw. durch Zusammenarbeit hergestellt. Nach einer Studie über „Gemeinwirtschaft und Unternehmensformen im Mormonenstaat“ von Albert Edgar Wilson, die auf langjährigem Aufenthalt in Utah beruht und in Schmollers Jahrbuch (1907, 3. Heft) erschienen ist, existierten 1904 351 Kanäle, die fast alle kooperativ betrieben wurden. Längs aller Seen und Wasserläufe in Utah erstrecken sich heute blühende Mormonenniederlassungen. Inmitten von Obstgärten liegen die freundlichen Familienhäuschen; weiter entfernt ziehen sich fruchtbare Gemüsegärten, Getreide- und Futterfelder hin. Auf den nicht bewässerbaren Ländereien werden Hunderttausende von Rindern und Schafen gehalten.

Im Jahre 1903 gab es 21 410 Farmen mit einer Durchschnittsgröße von 77,2 Acres (a 0,405 Hektar). Die Durchschnittsgröße einer Farm unter Bewässerung betrug 27 Acres. Ein Acre bewässerten Landes bringt 33 bis 50 Dollar Reinertrag. Von den 1,654 Millionen Acres, die unter Bewirtschaftung waren, waren 631 624 bewässert.

Was nun die Eigentumsverhältnisse am bebauten Boden betrifft, so bemerkt Wilson: „Es besteht vielleicht kein zivilisiertes Gemeinwesen in der Welt, in dem das Land sich so allgemein im Besitz derjenigen, die es bebauen, befindet, wie in Utah.“

Im Jahre 1900 wurden von 100 Farmen bewirtschaftet:

	von Eigentümern	von Wirtspächtern	von Naturalanleipächtern
in Utah	91,2	2,6	6,2
Vereinigten Staaten	64,7	13,1	22,2

Von den auf dem Lande lebenden Familien hatten 91,7 Proz. eigene Heimstätten, und nur 10 Proz. davon waren hypothekarisch belastet.

Die günstigen sozialen Verhältnisse, in denen sich die Farmerbevölkerung Utahs befindet, sind zweifellos eine Wirkung des starken genossenschaftlichen Geistes, der in der Mormonengemeinde lebt. Nachdem die ersten urchristlich-kommunistischen Versuche gescheitert waren, fanden die Ideen von Robert Owen Eingang, und das hierarchische Regiment wirkte insofern segensreich, als es Planmäßigkeit in die wirtschaftlichen Unternehmungen brachte und darauf hielt, daß die einzelnen Glieder der Gemeinde den über ihren Bedarf hinausgehenden Ertrag ihrer Wirtschaft in Gestalt von einmaligen Vermögensschenkungen und regelmäßigen Geld- oder Naturalzehnten an die Kirche abführten. Die Verwaltung der Kirchengüter und Einnahmen liegt ganz in der Hand der Hierarchie, die eine Pyramide darstellt, an deren Spitze der jeweilige „Propheet“ mit zwei Räten steht, denen bis 12 Apostel, Priester, Ältesten, Bischöfe, Lehrer und Diakone in immer breiteren Schichten folgen. Solange die Mormonengemeinde sich in einfachen, bäuerlichen Wirtschaftsverhältnissen befand, war die priesterliche Verwaltungstätigkeit leicht zu übersehen und zu kontrollieren und diente vorwiegend dem Gemeinwohl.

Heute aber ist Utah kein reines Farmerland mehr. Von den im Jahre 1900 gezählten zirka 200 000 über 10 Jahre alten Bewohnern widmeten sich nur noch 34 Proz. der Landwirtschaft, 24,1 Proz. waren in der Industrie, 16,7 Proz. im Handel, 18,9 Proz. in häuslichen Diensten und 5,5 Proz. in öffentlichen und freien Berufen tätig. Die Kirche ist zu einer kapitalistischen Großunternehmerin auf allen Gebieten der Produktion und des Handels geworden. In ihrer Hand befindet sich heute die Hauptindustrie des Staates, die Berg- und Hüttenindustrie, die eine wöchentliche Erzeugung im Werte von 1/2 Millionen Dollar aufweist. Ebenso ist die Salzgewinnung und die Zuderindustrie hauptsächlich in den Händen der Kirche. Ferner sind ihre Kapitalien und leitenden Männer in den Straßen- und Eisenbahnunternehmungen, in den zentralisierten Warenhausbetrieben, im Bank- und Versicherungswesen, sowie fast in allen sonstigen industriellen und kommerziellen Unternehmungen tätig. Da nun die Mormonenkirche eine immer noch vom Gesetz der Union bedrohte Körperschaft ist, so sind die Eigentumsmittel meist auf die leitenden Personen überföhren, und diese sind keinerlei öffentlicher Rechnungsablegung, keinerlei Kontrolle seitens der Gemeindeglieder unterworfen. Niemand kann daher das Eigentum und die Einnahmen der Kirche von dem Privatbesitz und den persönlichen Revenuen der leitenden Personen sicher unterscheiden. Unter den letzteren gibt es infolgedessen heute schwer reiche Leute, und einzelne Kirchenhäupter wie Brigham Young und George D. Cannon haben bei ihrem Tode Millionenvermögen hinterlassen.

Die heftige Opposition, die heute in Utah gegen die Hierarchie der Mormonenkirche herrscht, geht aber nicht von den Mitgliedern der Sekte aus. Diese glauben in ihrer großen Mehrheit bis jetzt noch in blindem Vertrauen an die Selbstlosigkeit und Heiligkeit ihrer geistlichen Führer. Die Hauptträger der Opposition sind die zahlreichen, nicht zur Mormonenkirche gehörenden Industriellen und Handelstreibenden, die in den kapitalistischen Geschäften der Hierarchie eine mächtige Schranke für ihre eigenen Unternehmungen sehen.

Welchen Fortgang wird die Entwicklung im Mormonenstaat nehmen? Man hat diesem eigentümlichen, halb-kommunistisch-kapitalistisch-merikanischen Wirtschaftsgebilde schon vor 30 Jahren den Zusammenbruch prophezeit. Bis jetzt ist aber der innere Zusammenhalt der Gläubigen stark genug gewesen, allen Erschütterungen und Angriffen von außen zu widerstehen. Auf die Dauer aber wird das religiöse Solidaritätsgefühl schließlich den immer stärker sich geltend machenden kapitalistischen Tendenzen im Schoß der Kirche selbst standhalten. SSC.

Kleines feuilleton.

Wie man in Marokko Wunden und Verletzungen heilt. Wie bei allen halbzivilisierten Völkern ist auch bei den Marokkanern die Behandlung von Wunden und Verletzungen, wenn auch in unserem Sinne nicht streng rationell, doch immerhin von besseren Gesichtspunkten geleitet, als die Behandlung der inneren Krankheiten, die größere diagnostische Fähigkeit voraussetzt. Eigentliche Operationen, d. h. solche zu Heilzwecken, kommen, als den religiösen Anschauungen der Muslim nicht entsprechend, kaum vor. Dagegen geschehen (in neuerer Zeit selten) bei der barbarischen Justiz des Landes Verstümmelungen durch Abschneiden der Extremitäten, die eine gewisse Nachbehandlung erfordern, da die Tötung des Verbrechens nicht beabsichtigt wird. In solchen Fällen taucht man das verstümmelte Glied entweder in heißen Teer, oder umschürt es mit Band. Damit sind die Mittel zur Blutstillung erschöpft, denn

Die Unterbindung spritzender Arterien ist unbekannt. Manche der bei Verwundungen beliebten Behandlungsweisen zielen, ohne daß der Behandelnde sich dessen wohl bewußt ist, auf Antisepsis bezw. Asepsis hin. Wenn z. B., wie Koblfs („Mein erster Aufenthalt in Marokko“, S. 461) erzählt, sein zerhauener Arm auf reinen weißen Wüstenand gebettet wurde, oder wenn Wunden nicht selten mit ungelöschtem Kalk bestreut werden, so wird auf diese Weise eine Infektion der Wunde vermieden. Andererseits haben manche der angewandten Stoffe, z. B. ungesalzene frische Butter (sibba) mit Schih (Artemisia Herba alba Ajo) gekocht, neben dem aseptischen Erfolge auch noch den Zweck, den Geruch des massenhaft strömenden Eiters, dem man auch bei einem festen Verbaude keine genügenden Abflußwege schafft, zu verdecken. Andere Mittel haben deutlich adstringierende Eigenschaften, z. B. der bekannte, in der ganzen mohammedanischen Welt von Frauen zum Färben der Hände und Füße so häufig angewendete Hennabrei (die pulverisierten trodenen Blätter der Lawsonia inermis L., angefeuchtet). Bei Wundschneidungen wird die Wunde in Eiweiß getaucht und dann mit Hennapulver bestreut. Auch andere Wunden und Geschwüre aller Art behandelt man durch Aufstreuen dieses Pulvers. Der Verband bei Knochenbrüchen ist insofern ein praktischer, als dadurch die Fixation der Bruchenden erzielt wird; dagegen ist das Einrenken von Verrenkungen unbekannt. Wo ein Knochen nur eingeknickt ist, wird er ganz gebrochen. Ist von den zwei nebeneinander liegenden Knochen einer Extremität nur einer gebrochen, so soll dies mit dem anderen auch geschehen, ehe der Verband angelegt wird. Das Glied wird in eine möglichst natürliche Stellung gebracht, an der Bruchstelle mit watteartig präparierter Wolle, die man zuweilen mit Henna und Eiweiß bestreicht, umhüllt, und durch ein breites Leinwandstück, in das glatte Kohlstreifen eingenäht sind, umfaßt. Der ganze Verband, der durch Bänder festgeschnürt wird, wird eschichtira genannt. Alle sieben Tage wird er gewechselt. Zu diesen ganz rationalen Maßnahmen gesellen sich nun törichte, meist auf dem Aberglauben beruhende Handlungen, so z. B. das sehr beliebte Wespuden der Wunde durch einen Heiligen, Scherif oder Merabit. Bei diesen Nachkommen des Propheten Mohammed oder frommer, wunderthätiger Männer ist das Heilermögen dem Glauben des Volkes nach erblich. Als leichtes Süßmittel spielt auch das Glüh-eisen eine große Rolle. Man brennt nicht allein Wunden und Geschwüre aus, sondern rückt auch einer schlecht geheilten Verrenkung, Rheumatismen, Magentatarrhen, kurz — allen rebellischen Krankheiten, sogar Milz- und Lebertumoren, damit zu Leibe. Die Feuertherapie hat noch den Vorzug der Billigkeit, und der Patient nimmt überdies für sein Geld — das ist die Hauptsache in Marokko — einen recht fühlbaren, nachhaltigen Eindruck mit nach Hause. Eine mild schmedende, nicht bald und nicht stark wirkende Arznei wird verachtet und der sie verabfolgende Arzt als Stümper angesehen. Der tebib erhält eine Oka (Unze = etwa 5 Pf.) für das Brennen als geringstes Honorar; Reiche aber zahlen bis zu einer Pesa, und im Falle, daß das Glüh-eisen Heilung gebracht, geben sie noch einen Hammel, ein Paar neuer gelber Leberstühle und dergleichen drauf. W.

Aus der Pflanzenwelt.

— Ein merkwürdiger Fleischfresser der einheimischen Flora. Als eine fleischfressende Pflanze ist aus der einheimischen Flora gemeinhin nur der Sonnentau allgemein bekannt. Daß auch die Schuppentwurz zu den Fleischfressern gezählt wird, ist gewiß vielen neu, die diese eigenartige Pflanze kennen. Die Pflanze, *Lathraea squamaria* L. ist der botanische Name, ist schon recht merkwürdig durch ihr Auftreten. Sie ist ein Schmaroger und hat als solcher nicht das Vermögen, zu assimilieren, das heißt aus erdigen Körpern Lebensstoffe zu formen. Um leben zu können, muß die Pflanze anderen Pflanzen gewissermaßen das „Blut aussaugen“, und das besorgt sie auch in gehörigem Maße, indem sie sich mit besonderen Saugorganen auf den Wurzeln gewisser Waldbäume festsetzt und aus diesen fertige organische Stoffverbindungen aufsaugt. Die Pflanze lebt demgemäß unter der Erde verborgen, und nur im Frühjahr verrät sie ihren Standort, wenn die wachsgelben Blüten sprosse mit den traubigen, rötlichen Blütenständen aus dem Erdboden hervorbrechen, um im Sonnenlichte den Samen zu reifen.

Die Blätter der Schuppentwurz sind kleine schuppenartige Gebilde in gegenständiger Anordnung. Schneiden wir so eine Schuppe durch, so bemerken wir, daß das Innere von höhlenartigen Gängen durchzogen wird, zu denen der Zugang in einer Höhle liegt, die die Schuppe durch ihre Unterseite mit dem Stengel bildet. Unter dem Mikroskop würden wir noch erkennen können, daß die Wandungen der Hohlräume in den Schuppen mit fangarmartigen Gebilden teilweise besetzt sind. Etliche dieser Gebilde greifen aus dem Zugang zu den Hohlräumen heraus, um gleich Polypenarmen kleine Tierchen zu ergreifen, die in die Hohlräume der Schuppen eingeführt werden, um dort von der Pflanze verdaut zu werden.

Bis soweit stimmen die Schilderungen der Botaniker über die fleischfressende Schuppentwurz überein. Die genannten fangarmartigen Gebilde hat man feilher als Plasmaorgane angesehen, die von der Pflanze selbst erzeugt wurden. Dieser Anschauung tritt aber Reulau's Weimar entgegen. Eingehende Versuche haben ihm die Ueberzeugung gebracht, daß diese Gebilde keine Organe der Schuppentwurz, sondern selbständige

Lebewesen und zwar Bakterienfäden sind. Daß dieses Tatsache sei, dafür will Reulau untrügliche Beweise haben. Ueber die Bedeutung der Bakterien für die Schuppentwurz ist der Forscher sich keinen Augenblick im Zweifel. Durch besondere Drüsenkörper scheidet die Schuppentwurz in den Hohlräumen einen Schleim ab — diese Tatsache ist den Forschern längst bekannt —, der Schleim dient den Bakterien als Nährsubstrat. Die Schuppentwurz ist also den Bakterien in erster Linie gefällig; als Gegendienst loden die Bakterien kleine Lebewesen herbei, die die Bakterien als Leberbissen betrachten, dabei aber selbst ihren Tod finden, und der Schuppentwurz nun als Nahrung dienen müssen. Zwischen Schuppentwurz und Bakterien besteht ein symbiotisches Verhältnis, wie die Naturforscher ein Verhältnis zwischen Tier und Pflanze bezeichnen, wobei jedes Wesen von dem anderen durch das Zusammenleben einen Nutzen zieht. h. h.

Aus dem Tierreiche.

Neue Stachelschweinarten. Wieviele Entdeckungen in der Tierwelt und sogar auch unter ihren größeren Vertretern noch zu machen sind, lehrt die Tatsache, daß in einer doch im ganzen gut durchforschten Erdgegend wie auf der Halbinsel Malakka und den großen Sundainseln jetzt noch Funde von neuen Stachelschweinarten gemacht worden sind. Der Zoologe Lyon hat diese Neuheiten wissenschaftlich untersucht und dabei Gelegenheit genommen, in der Zeitschrift des Nationalmuseums der Vereinigten Staaten die gesamte Familie der Stachelschweine einer Revision zu unterziehen. Die Stachelschweine sind eine recht interessante Gesellschaft und haben in ihren stilllichsten Mitgliedern, zu denen auch das bekannteste Stachelschwein von Südeuropa und Afrika gehört, eigentlich etwas Ehrwürdiges. Es ist doch etwas Großartiges in der Fürsorge der Mutter Natur, wenn sie eins ihrer Geschöpfe so ausstattet, daß es eigentlich unangreifbar wird. Gehört auch die angebliche Fähigkeit dieser Tiere, ihre Stacheln wie Pfeile abzuschießen zu können, in den Bereich der Sage, so sieht das sonderbare Stachelkleid doch gefährlich genug aus, um seinen Besitzer vor jedem Angriff zu schützen. Freilich sind nicht alle Angehörigen der Stachelschweinfamilie so musterhaft bewehrt, und wenn man eine so vorzügliche Sammlung, wie sie beispielsweise der Berliner Zoologische Garten besitzt, genauer betrachtet, so findet man unter den Stachelschweinen und den Greiffstacheln manches Tier, das sich nicht so sicher auf seine Verteidigungsmittel verlassen kann wie seine Genossen aus der Gruppe der Stachelschweine. Die Stachelschweine der malaiischen Inseln, die jetzt den Gegenstand neuer Forschungen gebildet haben, unterscheiden sich von dem gewöhnlichen Stachelschwein durch das Fehlen eines Nackentamms, kürzere Stacheln und ein viel kürzeres Nasenbein. Eine Art von der Insel Sumatra weicht so stark von den anderen Stachelschweinen ab, daß Dr. Lyon sie zu einer besonderen Gattung erhoben hat, die namentlich an den eigentümlichen kapselartigen Enden der Schwanzstacheln kenntlich ist.

Humoristisches.

— Swinemünde.

Die Angterwäh in Swinemünde
 fand statt auf durchaus offenem Meer.
 Kein Anarchist war in der Ründe,
 Sonst traunt sich Nikolaus nicht her.

Wie ein Kaninchen, das mit Zittern
 Bei jedem Ton die Ohren streckt,
 So sah der Jar, von Eisengittern
 Und seiner Polizei gebect.

Gusch! War das nicht ein Messerklirren!
 Hat ein Pistolenhahn geknack't?
 Du lieber Gott, die Augen schwirren
 Dst, vor den Täter man gepack't.

Herrjeh! Dort schnäuzt sich ein Matrose!
 Es klang so stark und sonderbar!
 Dem Zaren fiel was in die Hose,
 Weil das Geräusch ihm bänglich war.

So, Nikolaus, kommsi du uns wieder!
 Als starker Held nach langem Groll.
 Wir Deutsche sind auch wirklich bieder
 Und nehmen dich als Freund für voll.

Peter Schlemihl.
 („Simplicissimus“.)

— Aus einer gedankenlosen Romanübersetzung.
 Sie stand auf der Schwelle ihres Hauses und sprach mit lauter, tiefer Stimme, indem sie das „R“ stark schnurrte:
 „Seid alle willkommen in meinem gastlichen Hause!“

— Unfittliche Jugend. Die gestrenge Mama hat ihrem 6—7jährigen Söhnchen strengstens unterjagt baden zu gehen. Der Schlingel stört sich aber nicht daran und geht doch. Als sein Vater das erfährt und ihn fragt, woher er denn die Badehose hätte, sagt der Kleine: „Vatta, eine Badehose brauch' ich doch nicht, ich geh' doch nur bis an die Knie herein.“ („Jugend“.)